

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 28.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Stourdie.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

5.

Neidenau stand zwischen zwei Feuern und beugte mit passivem Muth sein Haupt. Auf der einen Seite zürnte seine Mutter über das Benehmen seiner Braut, rieth ihm, das mißgeschaffene Bündniß zu vermeiden, so lange es noch Zeit sei und prophezeigte ihm eine Zukunft voller Schrecknisse; — auf der andern war seine Braut unwillig, daß er ihre Liebe verkannt, ja zurückgewiesen habe, und verspottete seine schwache Kengstlichkeit um die Vorurtheile einer Gesellschaft, in welcher sie nie gelebt hatte und deren Gesetze, noch minder den Grund derselben, sie nicht begriff.

„Leben wir in Europa, dem vielgepriesenen Lande der Aufklärung?“ rief sie, als er sich anstrebte, sie mit den Forderungen der Convenienz zu versöhnen. „Ich habe in Indien gelacht und geschaudert über die Selbstqual der Kasten und ihrer Vorschriften, nach denen jedes Leben in Ketten geschlagen wird und Keiner sich frei bewegen darf, seiner Neigung, seinem innern, also göttlichen Verufe folgend — ist es hier, nach dem, was Du mir vorbringst, anders? Schon dort habe ich nicht begriffen, warum es so sein muß, hier aber kommt es nur darauf an, den Muth zu haben, diesen Lächerlichkeiten zu trotzen, so können sie uns,

wenn wir kein Unrecht thun, nichts zum Vorwurf machen, was uns ernstlich trübe.“

Der Convenienz trotzen — welcher Gedanke für Neidenau! Aber er hoffte, es werde sich Alles finden, wenn seine Braut erst vertrauter mit den ihr neuen Formen der Gesellschaft werde, in welche sie aus der ungebundenen Freiheit der Fremde und des Wanderlebens plötzlich versetzt war, wenn sie erst aus dem Hause ihres allzufreudenkenden Vaters in das wohlgeordnete der eignen Wirthschaft, unter die Fittiche seiner Mutter und deren frommen Einfluß gelangen werde, und so trug er denn von beiden Seiten, was über ihn erging, hielt getreulich aus und versöhnte sich Mutter und Braut für die kurze Spanne Zeit, die noch ver-rinnen mußte, bis er die Geliebte heimführte.

Harding war mehrmals in Hourquette's Hause gewesen. Der Alte hatte ihm seinen Besuch gemacht, weil der Graf nicht in der Gegend war, als er das Gut, das ihm zur Anlage der großartigen Fabriken, die er beabsichtigte, gelegen war, an sich gebracht hatte. Diesen Besuch mußte Harding erwidern, er fand bei allem Mangel seiner geselliger Formen doch jene angeborne Sitte, welche er in Frankreich lieb gewonnen hatte; daß er Frankreich kannte, eröffnete ihm das Herz des Alten, der die geliebte Heimath seit dem Sturze seines Kaisers auf Niewiederkehr verlassen, viele Jahre im fremden Kriegsdienst, erst bei Mehemet Ali, dann in Lahore verlebte, bis er dort mit einer reichen brittischen Erbin sich vermählt hatte und zu friedlichem Er-

werbe gelangt, auf die Bahn technischen Betriebs geführt und diesen zu erweitern nach Europa zurückgekehrt war, wo ihn der Zufall und ein vortheilhaftes Anerbieten ansässig gemacht hatte in der Nähe einer Residenz, deren reges freies Leben ihm gefiel. Das alles hatte Hourquette dem jungen Grafen erzählt, seine weiten Reisen, sein Aufenthalt in wenig gekannten Ländern gaben ihm einen unerschöpflichen Born der interessantesten Mittheilungen, welche Harding dermaßen fesselten, daß er der herzlichen Einladung wiederzukommen Folge leistete. Etourdie war keine schweigsame Zuhörerin, auch sie wußte zu erzählen und ihre Schilderungen aus dem Wunderlande, in welchem sie ihre Kindheit verlebte, hatten so frische, lebendige Farben, daß Harding ihr gern lauschte. Sie war in solchen Stunden vertraulichen Plauderns so kindlich, unbefangen, gemüthlich! Harding fragte sich oft staunend, ob es dasselbe Mädchen sei, das er bei einem Gelage einquartirter Offiziere mit der Cigarre im Munde gesehen habe, er mußte sie recht ansehen, um sich zu überzeugen, daß hier kein Irrthum obwalte und ach! er vertiefte sich mehr in ihre Augen, als für seine Ruhe zuträglich war. Etourdie ihrerseits fand an seinem Umgange großes Interesse, sie plauderte mit ihm, scherzte und lachte, wie mit dem ältesten Bekannten, und stellte endlich Vergleiche zwischen ihm und ihrem Verlobten an. Das mochte natürlich sein, aber es bleibt immer gefährlich für den Beglückten, wenn er nicht in jeder Hinsicht den Vergleich aushalten kann. Außerlich durfte sich Neidenau dreist neben den Grafen stellen, er war viel hübscher, viel größer, viel netter gekleidet — aber sonst? Etourdie schüttelte ihr blondes Köpfchen und suchte mit Eifer zu ergründen, warum sie sich eigentlich besser in der Unterhaltung mit Harding gefalle, als mit ihrem Verlobten, dem sie ja so herzlich gut sei. Es mochte für Neidenau verhältnißmäßig ein Glück genannt werden, daß er diese Probe nicht persönlich zu bestehen hatte, er war Anfangs einige Mal mit Harding zusammen in Hourquette's Hause gewesen, aber gerade, als jene Fragen in Etourdie's Geiste erwachten, führte ihn ein Dienstgeschäft zu einer Rundreise auf mehrere Wochen hinweg. So konnte er sich wenigstens nicht selbst schaden.

Die Zeit seiner Abwesenheit verging schneller, als man geglaubt hatte. Neidenau kehrte heim — und Harding zog sich zurück. Es war das Resultat einer ernsten Selbstprüfung. Wenige Tage noch und der Hochzeitsmorgen brach an. Die Vorbereitungen dazu,

die Bewegung, welche auch in Etourdie's leichtem Herzen nicht ausblieb, die Unruhe ihres Vaters, die sie schon seit einiger Zeit bemerkte, ohne sie enträthseln zu können, ließen die Braut nicht recht zur innern Klarheit kommen, bis am Abende vor dem verhängnißvollen Tage der Vater sie zärtlicher, als sonst seine Art war, in die Arme schloß und fragte: „Bist Du auch recht gewiß, glücklich zu werden? Denkst Du noch so, wie sonst? Bist Du fest überzeugt von Deiner Liebe?“

Da regte es sich wohl, wie ein räthselhaftes Weh in ihrem Herzen, aber sie verstand es nicht und so ging auch dieser Moment vorüber. Denn sie war ja dem Eduard herzlich gut, sie hatte ihm ihr Wort gegeben, was konnte sich ändern?

Auf Neidenau's Wunsch wurde die Vermählung ganz im Stillen gefeiert. Seine Mutter wohnte ihr nicht bei, vielleicht war sie in der That unwohl, vielleicht litt es ihr Stolz nicht, sich auch nur den Landleuten des benachbarten Dorfes, welche gewohnt waren, ihre Familie für eine der ersten in der Gegend anzusehen, als beglückte Schwiegermama einer Niedriggeborenen zu zeigen. Wäre sie zugegen gewesen, so hätte sie mit aller Welt gesehen müssen, daß die Braut im reichen Blondkleide und Schleier, mit dem Myrthenkranze im blonden Haar, mit dem Ausdrucke herzgriffener Bewegung in den lieblichen Zügen, der auch ihre sonst so feurigen Augen sanft umflorte, entzückend schön sei. Aber auch der Bräutigam erregte allgemeines Wohlgefallen. Er hatte sich in ganz neue Uniform geworfen, deren Stickerei und goldne Epaulettes weithin funkelten, an seiner Hüfte ruhte ein Degen, allerdings der friedlichsten Art, aber die ganze Erscheinung des hohen, schön gewachsenen Mannes, sein freundliches Gesicht, das noch Niemand zornig gesehen hatte, sein gutmüthiges Auge, das fort und fort an der reizenden Braut hing, gewannen ihm den Beifall der Zeugen, welche der Traueremonie im Dorfkirchlein beiwohnten, und man freute sich allgemein über das passende Paar.

Hourquette verwandte auch kein Auge von seinem Kinde — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben hatte die Nührung den festen Mann überkommen, daß er kaum im Stande war, als die junge Frau nach ausgesprochenem Gelöbniß und empfangenem Segen weinend an seine Brust sank, ihr ein Paar leise Worte der Liebkosung und des Glückwunsches zuzuflüstern. Den Eidam umarmte er mit

starkem Drucke und sagte hastig und abgebrochen: „Machen Sie mein Kind glücklich!“

Das versprach Neidenau und war es auch gewiß von sich überzeugt.

Nach dem Mittagmahl, das ziemlich schweigsam genossen wurde, hielt das junge Paar seinen Einzug in das eigene Haus, der Vater begleitete sie nur zu Pferde bis an die Grenze seines Besitzthums, wo ihn der Anblick feierlich versammelter Untersassen des Landraths, welche ihre neue Gebieterin mit Kränzen und Sprüchen bewillkommten, verscheuchte. Es waren gutgemeinte, aber sehr lächerliche Anstalten, zum Theil von Neidenau selbst getroffen worden und Etourdie lächelte wieder — hätte sie nicht die Nachschwingung ihres erregten Gefühls in der Seele getragen, so würde ihr Muthwille unaufhaltsam ausgebrochen sein. Am Thore ihres Schlosses warteten ihrer neue Ueberraschungen, aber Frau von Neidenau, der sie in der Aufwallung des Moments wirklich von Herzen ihre kindliche Ergebenheit versichern wollte, war noch immer nicht da, erst im großen Saale, wo manches groteske Familienbild im Hofkleide vergangener Zeiten auf sie niederblickte, die letzte, welche reines Blut in den Stamm von Neidenau gebracht, harrte sie steif und stattlich auf die Schwiegertochter, an der sie nichts annehmlich fand, als ihr enormes Geld. Sie erhob sich langsam bei ihrem Eintritte, rauschte ihr in dem schweren grauen Atlaskleide nur zwei Schritt entgegen und reichte ihr die lange, dürre Hand, auf welche Etourdie ihre lebenswarmen Lippen drückte. Wenige Worte begleiteten diesen Empfang, welcher selbst den Sohn in Verlegenheit setzte.

Es war eine natürliche Folge, daß der Frost, welcher die alte Dame umwehte, die jungen Keime des Vertrauens, die sich in der Brnst ihrer Schwiegertochter entwickeln wollten, auf immer tödtete. Etourdie hätte nicht sie selbst sein müssen, wenn sie nicht sehr bald, nachdem die ersten Tage mit ihrem verwirrenden Stundenlauf vorüber waren, ihre Lippen aufgeworfen und sich nach dem Rechte gefragt hätte, mit welchem sich die Mama in ihre Ehe, in ihre Einrichtung, ja in ihr eignes Leben mischte.

„Mich will sie beherrschen?“ lachte Etourdie. „Mir vorschreiben, was ich essen und kaufen, thun und denken soll?“ Und sie belustigte sich über den Gedanken so laut, daß ihr Mann erschrocken aus dem Nebenzimmer kam und sich umsah, ob seine Frau wirklich allein sei.

„Mein armer Freund,“ sagte sie, „ich will Dich auch emancipiren.“

„Louischen, was meinst Du damit?“ fragte er. „Es ist ein sehr ominöser Ausdruck, der nicht gern gehört wird. Alle Emancipation! Bedenke meine Stellung — bringe mich nicht in Verlegenheit mit solchen Anspielungen, wenn Jemand dabei ist, es könnte mir verdacht werden.“

„Dir?“ fragte sie. „Was ich sage?“

„Ja, Louischen,“ antwortete er. „Man wird mir vorwerfen, daß ich diese Richtung in Dir begünstige, und das möcht' ich doch nicht gern. Bis jetzt hat man noch nicht einen Schatten von der liberalen Färbung auf mich werfen können.“

Die Erörterung war ihr langweilig, sie brach ab. Doch bemerkte die Mama bald genug den revolutionären Geist ihrer Schwiegertochter; Etourdie kümmerte sich gar nicht um ihre Vorschriften, die nach wie vor das ganze Hauswesen regeln sollten, die junge Frau richtete Alles ein, wie es nach ihrem Geschmack war und setzte dem herben Tadel der alten Dame ein sorgloses Lächeln entgegen. Noch war es zu keinem ernstlichen Conflict gekommen, aber die Wolken zogen sich bereits zusammen. Neidenau bemerkte sie nicht, er lebte seinen Geschäften als Beamter und Landrath, und wenn er freie Stunden hatte, pedantisch nach der Uhr, fand Alles charmant, was seine junge Frau that, war überaus zärtlich gegen sie und entschuldigte nach Kräften Alles, was sie gegen den Wunsch der Mama einrichtete. — „Du wirst nicht eher auf mich hören,“ sagte diese, „bis ich Dir die Wahl zwischen uns beiden stelle!“

„Mama!“ rief der Sohn, welchen dieser Gedanke wie eine Lawine überfiel, all' seine Geisteskraft begrabend.

„Denk' an mich, es kommt so weit!“ sagte die Mutter. „Eh' ich gehorche, wo ich sonst befohlen habe, geh' ich lieber auf meine alten Tage nach der Stadt.“

Sie blieb dabei und ließ sich auf keine Erklärung, was sie denn der jungen Frau zum Vorwurf mache, ein — eben so wenig konnte Neidenau von dieser erfahren, wodurch sie die Mama verletzt oder beeinträchtigt habe.

„Mein Gott, was thue ich denn?“ rief Etourdie. „Daß ich nicht immer ihre langweiligen Predigten mit anhöre, daß ich meine Leute, wenn ich sie brauche, zuweilen von den Bettstunden dispensire — überhaupt, daß ich die Wirthschaft führe, wie ich sie am besten halte, wie kann

sie das übelnehmen? — Bin ich denn nicht Deine Hausfrau, Eduard? Ich hoffe doch nicht, daß Du in mir nur Deine Sultanin siehst, wie der Moslim sie hält?"

Diese Anspielung war dem sittsamen Landrath wieder so frei, daß er an seiner Gattin Statt erröthete. Freilich hatte sie den größten Theil ihrer Jugend in Ländern verlebt, wo dieser Scandal gesetzlich war — das halb war sie zu entschuldigen. Aber er nahm sich vor, als eine Art Sühne seinen Beitrag zum Missionsverein zu vervierfachen, damit jener Gräuel auch durch ihn bekämpft werde.

Die Flitterwochen waren nun längst vorüber, das häusliche Leben des Paares hatte sich gestaltet, wie es die Verhältnisse bedingten, und man kann nicht sagen, daß es Etourdie befriedigte. Ihr fehlte, sie wußte selbst nicht was — denn hatte sie nicht Alles, was sie verlangte? Die zärtlichste Huldigung ihres Gatten, die Liebe all' ihrer Untergebenen, ein Leben ohne Sorgen im Ueberfluß, in der freundlichsten Umgebung — vermischte sie den Umgang, dessen ihr Gatte wenig pflog, oder sehnte sie sich nach ihrem Vater, der sich fest vorgenommen hatte, sie erst nach einem halben Jahre wiederzusehen?

In der Nachbarschaft hatten sie zwar einige Besuche gemacht, waren auch eingeladen worden, und hatten wieder ein Paar Mal Gesellschaften bei sich gesehen, aber dem Landrath war dabei die feste Ueberzeugung geworden, daß seine Gemahlin — sie war nun einmal nicht dafür erzogen, das arme Kind der Freiheit! — keineswegs dazu passe, zu repräsentiren. Sie hatte keine Ahnung von den Gesetzen der guten Gesellschaft, die nicht ungestraft beleidigt werden. Sie verstieß alle Augenblick, bald durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen vornehme Damen, bald durch ihre heitere Laune, bald durch andere Fehler im Benehmen — Kleinigkeiten vielleicht an sich, die aber die Gesellschaft nicht dafür ansieht — besonders aber durch ihren freien Ton gegen Herren. Das Letztere war dem guten Landrath außer allem Spas, er hatte versucht, ihr das Unschickliche desselben begreiflich zu machen, war aber schmachvoll gescheitert. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich zurückzuziehen, so viel als möglich, und Etourdie schien nichts dabei zu vermissen, denn sie hatte diese Zusammenkünfte, die sich in allen Häusern so ähnlich sahen, herzlich langweilig gefunden.

Harding war ihr, seit sie vermählt war, noch nicht wieder begegnet. Er hatte schriftlich an Meidenau seinen Glückwunsch abgegeben und ihm angezeigt, daß

er auf längere Zeit verreisen werde. Etourdie las den eiskalten, höflichen Brief zwei Mal und warf ihn endlich böse fort. „Ew. Hochwohlgeboren!“ rief sie. „Ich hätte Harding für vernünftiger gehalten.“

„Kind, wie soll er schreiben!“ entgegnete der Gatte.

„Wenn ihm das sein Gefühl nicht sagt,“ rief Etourdie, „so ist ihm freilich nicht zu helfen, dann mag er in Gottesnamen an seine nächsten Bekannten — und Du willst ihm sogar befreundet sein! — Ew. Hochwohlgeboren schreiben und wie dieser deutsche Perrückstyl, der Euch zum Spott in ganz Europa macht, sonst noch verlangt!“

„Frau Tochter,“ ließ sich die Mama vernehmen welche zufällig zugegen war, „Sie werden dem deutschen Adel seine Vorrechte nicht rauben!“

„Gott bewahre! Ich gönne ihm die Freude daran von Herzen!“ entgegnete Etourdie. „Freut sich doch der Chinese über seinen bunten Knopf, der Hindu über den Büffelschwanz — warum sollte der Deutsche nicht auch sein Vergnügen haben!“

Die alte Dame warf der Schwiegertochter einen vernichtenden Blick zu, den diese leider nicht bemerkte.

Der Winter war schon weit vorgerückt, noch immer hatte sich Hourquette nur schriftlich von dem Leben und der Einrichtung seiner Tochter Bericht erstatten lassen, aber die Boten gingen fleißig hin und her. Nun mußte der Landrath verreisen, eine Commission, welcher ein vornehmer Staatsbeamter vorstand, hatte wichtige Geschäfte in der Hauptstadt der Provinz zu ordnen und sollte auch diesen Kreis besuchen. Meidenau war also veranlaßt, sie in seinem Hause zu sehen, und trug beim Abschiede seiner Gattin auf, Alles in würdigen Stand zu setzen, um so ehrenvolle Gäste nach Gebühr zu empfangen und ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Etourdie ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Das alte Mobiliar, die ganze, einer längst verfloffenen Zeit angehörige, geschmacklose Einrichtung der Zimmer war ihr schon längst ein Gräuel, sie hatte mehrmals versucht, ihren Gemahl zu einer Aenderung zu bewegen, umsonst, er ließ nichts rücken und rühren, an jedes Stück knüpfte sich eine historische Erinnerung, deren lebendiges Register seine Mama war. Wie hätte er wagen dürfen, eine solche Neuerung ihr vorzuschlagen, und wieder, ohne ihre Genehmigung, wo hätte er den Muth gefunden, seiner revolutionären Frau freies Spiel zu lassen, die ohnehin nur flüchtig den Einfall zu äußern schien? — Jetzt aber hatte er arglos die Worte

gesprochen, aus welchen sie die Ermächtigung sich herausdeutete. Kaum war er fort, so ließ sie sich von ihrem Vater die nöthigen Summen schicken, so ging ein Bote nach der Residenz ab mit großartigen Aufträgen an ihren dortigen Commissionair. Wenige Tage vergingen, bis diese Aufträge glänzend erfüllt waren. Ein Paar ungeheure Möbelwagen, von starkem Vorsepann gezogen, schwankten in den Hof, Tapeziere, Decorateurs kamen fast zugleich an, es ging an's Auspacken, an's Räumen und Niederreißen der alten, durch lange Jahre geheiligten Einrichtung. Die Schwiegermama, welche sich seit ihres Sohnes Abreise ganz in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, wo sie auch speiste, hatte von Allem, was vorging, keine Ahnung, bis ihr die alte Kammerjungfer mit erblaßter Miene das Ungeheure verkündigte, nachdem sie schon einige Zeit an ihren Fenstern, welche die Aussicht nach dem jetzt in Schnee begrabenen Garten boten, gehorcht hatte, was wohl der ungewöhnliche Lärm, das Hämmern und Poltern im Schlosse bedeuten möge.

„Das ganze Haus wird umgekehrt!“ rief die Kammerjungfer athemlos. „All' die schönen Möbel werden herausgeschafft, der große eingelegte Schrank, die Kanapees und Alles, sie reißen die Tapeten von der Wand, die Defen ein, keine Gardine bleibt auf ihrem Fleck!“

Sprachlos sank die alte Dame in ihren Lehnstuhl zurück, sie wählte das Schloß von Räubern überfallen, aber als sie vernahm, wer den Befehl zu diesen Freveln gegeben, erhob sie sich wie eine zürnende Norne und eilte, so schnell sie vermochte, die Treppen hinab, um der Verwüstung Einhalt zu thun.

Da stand Etourdie ganz harmlos und vergnügt in Mitten der beschäftigten Arbeiter, lobte hier, befahl dort, und war die Seele der ganzen Verwandlung, wie eine böse schöne Zauberin.

„Halt!“ erscholl plötzlich eine schrille, heifere Stimme. „Setzt nieder!“ Es galt zwei Knechten, deren rohe Fäuste eben ihr Klavier, auf dem sie manche himmlische Phantasie geschwärmt, wie oft den Mond angefangen hatte, hinaustragen wollten. Verduht blieben die Knechte stehen und sahen sich um nach der jungen Gebieterin, welche der alten heiter entgegen kam. Hier gab es einen Thronstreit, einen Kampf der alten und neuen Zeit, des Conservativen und des Fortschritts.

„Frau Tochter!“ rief die entrüstete Dame mit einer Stimme, die vor innerm Aufruhr kaum vernehm-

lich war. „Geschieht diese Verwüstung auf Ihren Befehl?“

„Für den Augenblick sieht es wüß aus,“ sagte Etourdie und sah sich lachend um. „Aber es wird schön, geschmackvoll werden, dafür steh' ich. Ein Uebergang, unbequem für den Moment, wie jede Revolution, aber nothwendig, wenn es besser werden soll.“

„Wie? Sie spotten noch darüber?“ rief die Schwiegermama. „Glauben Sie, ich werde diese Umkehrung meines Hauses dulden?“

„Ihres Hauses, Frau von Neidenau?“ fragte Etourdie, deren Blut leicht zu reizen war.

„Ja, so lange ich lebe, werde ich es so nennen!“ rief die alte Frau. „Den Augenblick, Ihr da! setzt Alles wieder an seinen Ort — das Clavier dorthin, wo es gestanden hat, diesen neumodischen Plunder heraus — ich befehle es!“

Aber es rührte sich keine Hand, ihr zu gehorchen — die Leute sahen alle verlegen auf die junge Herrin, deren Augen einen Moment zornig funkelten, dann aber gleich mit dem Ausdrucke des Mitleidens die krampfhaft erregte Greisin betrachteten, zu der sie leise und sanft in französischen Worten sprach: „Liebe Mama, es geht nicht! Sein Sie nicht böse — aber Eduard hat es selbst gewünscht. Erregen Sie keinen Clat!“

„Eduard? Ohne mir ein Wort zu sagen?“ rief die Mutter. „Das lügen Sie!“

„Madame!“ sagte Etourdie zurücktretend.

Aber die alte Dame ließ sich auf nichts mehr ein, schritt eilig aus dem Zimmer und verschloß sich in das ihrige, wo sie der nacheilenden Etourdie keinen Zutritt gewährte, und ein Billet, das sie ihr schrieb, uneröffnet zurückschickte.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Drei berühmte deutsche Frauen.) Herr v. Sternberg schildert im Morgenblatte einen „Winter in Berlin“ und theilt darin auch eine Charakteristik der drei berühmtesten deutschen Frauen unserer Zeit mit. Diese Schilderung erlauben wir uns, unseren Leserinnen mitzutheilen. „Die äußere Erscheinung dieser drei Frauen ist eben so verschieden, wie ihre Geistesrichtung und ihre Schriften. Frau von Arnim („Bettine“) befindet sich in einem Zustande gemachter Genialität; sie unterwirft eben so ihr Gespräch wie ihre Toilette aphoristischen Impromptus; ihre Geselligkeit ist launenhaft und ungraziös. Man sagt, daß sie abenteuerliche Züge unternimmt, und zu ed-

ten Zwecken jene Viertel Berlins aufsucht, wo das Elend und die Corruption sich zusammendrängt. Sie ist bald hier, bald dort, immer nur auf Augenblicke, und immer alle Formen verlegend. Sie macht Ueberfälle, wie mit ihrem Geiste, so mit ihrer körperlichen Gegenwart. Sie sucht jede bedeutende Erscheinung auf und ist bemüht, sich in deren Nähe zu bringen.

Die Gräfin Hahn dagegen ist eine Dame von Welt, die sich ihrer Launenhaftigkeit bewusst ist, aber keinen Augenblick ihr altes Wappen und ihre Ansprüche an die Salons der Gesellschaft vergißt. Sie führt auch eine unstäte Existenz, aber in anderem Sinne und in anderer Form als die Frau v. Arnim. Sie reiset nicht der Menschen und der Länder wegen, sondern lediglich, um dem Mißbehagen zu entgehen, das ihr das Zerwürfniß mit der Gesellschaft bereitet. In ihrem Aeußern zeigt sie eine große Einfachheit, eine Entfernung alles Putzes und alles Glanzes und jeder Künsterei der Toilette; dennoch erkennt man auf den ersten Blick die aristokratische Frau. Ihr Gespräch ist leise, grazios, lebhaft und immer von einer pikanten Offenheit gewürzt. Etwas zu unbekümmert um jede fremde Meinung, verlegt sie oftmals das Selbstgefühl derjenigen, die mit ihr verkehren; besonders gefällt sie sich darin, Männern gegenüber Gleichgültigkeit und übersehenden Troß zu zeigen. Etwas mehr Ernst und etwas mehr Würde könnten dieser ausgezeichneten Frau unendlich mehr Reiz verleihen.

Diesen Ernst und diese Würde, auch in der äußern Erscheinung, trägt die Verfasserin von *Godwie-Castle* zur Schau. Sie abenteuer nicht, sie zieht nicht herum, sie wohnt in zierlichen, schönen, mit Comfort ausgestatteten Gemächern, die sie selten verläßt. Nach hergebrachter Ordnung fliehen ohne Störung ihre Tagesstunden dahin. Ordnung, Sicherheit und Ruhe umgiebt ihre Existenz. Schon durch ihre Kränklichkeit gehindert, sieht sie wenig von der Außenwelt. Sie erscheint mit großer Zurückhaltung und Gemessenheit in den Formen; der gesellige Verkehr und seine Gesetze sind bei ihr ein Gegenstand, der strengsten Beachtung würdig. In ihrem Gespräche ist Seele und Gemüth, weniger der pikante Geist, den man bei einer Schriftstellerin voraussetzen berechtigt scheint."

(Der Wallfisch als Freund der Fischer.) Der Wallfisch ist, wie Mägge in seinen bereits mehrmals von uns lobend erwähnten „*Skizzen aus dem Norden*“ erzählt, Gegenstand der Sorge der Haringfischer an den norwegischen Küsten, Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Plage treiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und der Fisch scheint dies wohl zu wissen, denn so scheu und empfindlich er auch sonst ist, so ruhig liegt er hier zwischen den Barken und verspeißt, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil an der gemeinsamen Beute. Daher sind denn auch die Fischer einig darüber, daß der Wal ein so kluges und verständiges Geschöpf sei, wie irgend eins auf Erden, und sie erzählen viele Beispiele, welche Zeugniß dafür geben.

Eines darunter ist folgendes: „Ein Fischer war vor einigen

Jahren bei *Skudesnaes* mit dem Fange beschäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem seinen aber ruhte ein ungeheurer Wal, der sich nicht im geringsten genirte, und beim Herausziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte eine Tonne Haringe zum Frühstück in völliger Gemüthsruhe und schlief vielleicht halb und halb dabei, denn er schüttete seine Fontaine über das Boot und kehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften. Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen, sein Knabe aber fürchtete sich, die Hände in das Wasser zu stecken und das Netz aufzuziehen dicht an dem aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers, in welchem Massen an Massen von Haringen verschwanden. Er nahm daher hinter dem Rücken des Vaters den Bootshaken und gab der schwarzaufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung zu verschwinden. Der Stoß half wie mit Zaubergewalt, denn kaum war er empfunden, als das Thier mit Blüheschnelle, fünfhundert Ellen weit, mitten durch den Fischplatz zwischen Booten und anderen Walen hinschoß. Plötzlich aber kehrte es um, nahm denselben Weg zurück und als wisse es genau, wo und an wem es die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand es das Boot mit dem verrätherischen Knaben und zerfahretete es mit einem Schlage seines Schwanzes. — Solche Beispiele mögen dazu gekommen sein, um die Fischer Achtung vor ihren starken Freunden zu lehren, die eine so ungeheure Kraft besitzen, daß das stärkste Boot davon in Splitter zerfliegt."

(*Herr Lynch.*) Es ist so außerordentlich oft von dem sogenannten Lynchgesetz die Rede, daß „Lynchen“ und „Lynchgesetz“ ganz gewöhnliche Ausdrücke geworden sind. Gleichwohl dürften Wenige etwas Genaueres von dem Ursprunge dieser Ausdrücke wissen. Der Urheber des Lynchgesetzes war ein gewisser Richter Lynch aus Virginien, der bisweilen jenseits der Grenzen der Civilisation die Justiz in Anwendung zu bringen hatte. Es waren dort selten Zeugen zu finden, durch deren Aussagen der angeklagte Verbrecher hätte überführt werden können, und er sah sich deshalb oftmals genöthigt, den Verbrecher durch andere Mittel zum Geständniß zu bringen. „Der kürzeste Weg ist der beste,“ pflegte er zu sagen. Wenn nun ein Verbrecher nicht gestehen wollte, weil er wußte, daß Niemand gegen ihn zeugen konnte, so ließ ihn Lynch ausziehen und festbinden. Zwei kräftige Männer, mit Knotenriemen aus harter Büffelhaut, wurden neben den Sünder gestellt, um — die Fliegen von ihm zu vertreiben, und der Richter Lynch leitete diese Fliegenverschuchung. Er hatte den Grundsatz, die Anwendung von zwanzig kräftigen Hieben mit jenen Knotenriemen zu verordnen, „bevor er das Verhör beginne,“ weil dies, wie er sagte, „den Mann einigermaßen aus seiner Gleichgültigkeit aufrüttelte und ihm zu erkennen gebe, daß man Ernst mache.“ Die erwähnten Hiebe, die übrigens nie genau gezählt

wurden, so daß der Angeklagte oftmals noch einmal so viel erhielt, hatten die erwünschte Wirkung. Der Verbrecher bat um Einstellung und der Richter Lynch fragte sodann freundlich, wie viel er noch hinzunehmen gedenke, bevor er sein Herz öffne. Der arme Teufel betheuerte dann gewöhnlich jämmerlich seine Unschuld, worauf der Richter etwa zehn weitere Hiebe verordnete, um zu ermitteln, ob der Angeklagte wohl bei der Betheuerung seiner Unschuld bleibe. Früher oder später erklärte denn derselbe meist auf die Frage des Richters, welche dieser seine Kreuzfrage zu nennen pflegte: „Wie viele Hiebe er noch aushalten zu können glaube,“ daß eine solche Folter unerträglich sei. „So gebt ihm jeder noch drei kleine Hiebe,“ sagte dann Lynch zu seinen beiden Gehilfen, „sie werden ihm das Geständniß aus der Kehle locken.“ Die Folge davon war gewöhnlich ein vollständiges Geständniß; der Scharfsinn und der kurze Prozeß des Richters Lynch machten den Namen desselben weit und breit berühmt und bis heutigen Tages ist das Lynchgesetz der Schreckten der Uebelthäter in jenen Gegenden, wo es eben kein anderes Gesetz giebt, und wo die Bösewichter ohne diese heilsame Furcht noch weit mehr Verbrechen begehen würden. —

Welche Menschen sich an manchen Orten in Amerika sammeln, zeigt die nachstehende Schilderung eines Reisenden. „Bileleicht hat nur ein Ort in der Welt eine solche Auswahl von Menschen beisammen gesehen, als Little-Rock (in Arkansas) — bankrotte Kaufleute nämlich, entflohenen Verbrecher, reisende Spieler und junge muthwillige Taugenichtse, welche eine Ehre darin suchen, durch Seltsamkeiten und Schandthaten sich auszuzeichnen. Streit und Zanf scheint ihre Hauptbeschäftigung zu sein und diese Menschen, die ohne alle Erziehung und Bildung sind, rufen jeden Augenblick „die Gesetze der Ehre“ an, welche hier darin bestehen, daß sich jeder bei der ersten besten Gelegenheit selbst Recht schafft. Ein sehr gewöhnliches Verfahren dabei ist, daß zwei Gegner auf der Straße mit Büchsen auf einander schießen, oder einen Zweikampf mit langen Messern ausmachen, natürlich auch auf offener Straße und im Beisein einer Menge Neugieriger. Bleibt einer der Kämpfenden auf dem Platze, so wird er begraben, und der Mörder geht unangefochten, ja stolz auf seine Heldenthat umher. Einer der achtbarsten Bewohner von Little-Rock sagte mir, er glaube nicht, daß es in der Stadt zwölf Männer gebe, die einmal unbewaffnet auf der Straße gegangen wären. — Das schöne Geschlecht wird dem ganz entsprechend geschildert, wir scheuen uns aber, diese Beschreibung von Frauen hier mitzutheilen. Der Richter Lynch ist demnach gewiß einigermaßen zu entschuldigen, wenn er mit solchen Menschen etwas willkürlich verfuhr.

Generalcorrespondenz.

Wie selig würden sich viele unserer Feinschmecker preisen, wenn sie Lachse, das Pfund für einen Groschen, Hummer der größten Art nicht viel theurer und Austern vom trefflichsten Geschmacks in guter Zeit wohl hundert Stück für etwa 9 Ngr.

kaufen könnten. An Norwegens Küste sind das gewöhnliche Dinge, die man bis zum Ueberdruß haben kann. Die Hauptabnehmer für die Hummer sind die Engländer und London ist der große Markt für den gewaltigen Seekrebs, der in ungeheurer Menge sich an der Südküste Norwegens findet. Kleine Yachten mit durchlöcherter Boden, Fischkasten gleich, bringen die Hummer nach England hinüber. Diese Yachten müssen aber schnell segeln, denn der Hummer hat kein zähes Leben, sondern stirbt bald. Es gehört deshalb auch zur Sitte an der englischen Tafel, die Hummer lebendig, schwarz und ruhig vorzugeigen, welche nachher roth gesotten erscheinen sollen. Sechs bis achtmalunderttausend Hummer werden jährlich durchschnittlich aus Norwegen ausgeführt, es giebt aber auch Jahre, wo diese Zahl auf das Doppelte steigt, und wenn man hinzurechnet, was im Lande verzehret wird, muß man über die Masse erstaunen. — Da wir von Naturmerkwürdigkeiten sprechen, so sei zugleich eine andere erwähnt. Die Londoner Gartenbau-gesellschaft hat nämlich vor einiger Zeit einen frischen jungen Upas-Baum erhalten, der in dem großen Garten zu Chiswick gut gedeiht. Bekanntlich hat man bisher erzählt und allgemein geglaubt, man könne sich diesem Giftbaume nicht nähern, ohne die nachtheiligsten Einwirkungen zu empfinden. Das hat sich denn als Fabel bewiesen. Man kann mit vollkommener Sicherheit an den Baum treten; aber er ist wirklich so giftig, daß man ihn nur mit ganz besonderer Vorsicht angreifen kann. —

Die französische Regierung hatte für die Sternwarte in Paris eine Summe von 94,000 Fres. verlangt. Der berühmte Astronom Arago, der auch Deputirter ist, erstattete kürzlich in der Kammer Bericht darüber und gab in demselben einige sehr interessante Angaben über den jetzigen Stand unserer Kenntniß von der Sternenwelt. „Jetzt ist die Entfernung eines Sternes bekannt geworden. Der kleine Stern nämlich, der einundsechzigste Schwanenstern, ist so weit von der Erde entfernt, daß sein Licht zehn Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Würde dieser Stern plötzlich vernichtet, so sähen wir ihn noch zehn Jahre nach seinem Untergange. Nun bedenke man, daß das Licht in jeder Secunde 77,600 Wegstunden durchläuft, daß ein Tag 86,400 Secunden hat, daß das Jahr 365 1/4 Tag zählt und daß diese drei Zahlen erst mit einander und dann noch mit 10 multipliziert werden müßten, um den Zwischenraum, der uns von jenem Sterne trennt, in Wegstunden ausgedrückt zu erhalten. — Man ist zu dem Resultate gelangt, daß die Masse der Sonne 355,000 Mal größer sei, als die Masse der Erde, oder mit anderen Worten, daß die Sonne, wenn sie in die eine Schale einer großen Wage gelegt würde, 355,000 Erden in der andern Schale das Gleichgewicht halten würde. — Man hat ermittelt, daß die Atmosphäre auf dem Jupiter ungeheuren Störungen unterliegt, und daß die Wolken dort bisweilen mit einer Geschwindigkeit von 96 Wegstunden in der Stunde fortgetrieben werden. — Auf dem Monde sind 1093 Gebirge genau gemessen, worunter 12 den Montblanc, der bekanntlich 4500

Metres hoch ist, an Höhe übertreffen, einer sogar 7600 Metres hoch ist. Was darf man erst von einem Fernrohre erwarten, das eine 6000fache Vergrößerung gestattet, so daß die Gebirge des Mondes eben so gut zu sehen sind, wie der Montblanc in Genf! —

In Amerika, wohin die Sucht, Polka zu tanzen, ebenfalls bereits gedrungen ist, nennt man sie völlig entsprechend Polka-Morbus, wie die Cholera-Morbus. In London, wo die Aristocratie auch nur die Polka tanzen will, giebt ein bekannter Balletmeister den Herzoginnen, Gräfinnen u. Polka-Unterricht für 5 Pfd. St. (33 Thlr.) die Stunde und er hat keine Stunde des Tages mehr frei. —

Obwohl man allgemein behauptet, die Franzosen würden täglich wieder frömmen, so hört man doch auch sehr darüber Klagen, daß man, namentlich in Paris, die Kirchen in Konzertsäle und Salons umzuwandeln anfängt. Die neuen Ausschmückungen der Kirchen geben denselben wirklich ein ganz weltliches Aussehen und die Kirchenmusiken sind nichts mehr als Konzerte. Veshin wurden sogar bei einer Messe in einer Pariser Kirche mehrere Chöre aus der Antigone aufgeführt; dann folgte das schöne Gebet aus „Moses“ von Rossini nebst andern Opernstücken. Es sangen die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen, die elegante Welt hatte sich sehr zahlreich eingefunden und die Damen erschienen im höchsten Modeschmuck wie sonst im italienischen Theater. Zu klatschen wagte man allerdings noch nicht, man gab aber seinen Beifall durch ein wohlgefälliges allgemeines Gemurmel zu erkennen, das sich allerdings in der Kirche sehr seltsam ausnahm. —

Wir haben neulich erwähnt, daß der bekannte Pariser Bankier Caccia Bankrott gemacht habe. Außer Geldsummen waren ihm auch andere Kostbarkeiten anvertraut worden und darunter eine Kiste mit den sämmtlichen Handschriften — Byrons. Diese Kiste, welche der bekannten Gräfin Guiccioli angehörte, welcher der Dichter seine werthvollsten Erinnerungen vermacht hatte, ist in diesen Tagen geöffnet und dann an den Bevollmächtigten der Gräfin zurückgegeben worden. Außer den Handschriften von allen Werken Byrons, befanden sich darin noch einige ungedruckte Gedichte und kritische Bemerkungen des Dichters über seine eigenen Werke. —

Wir haben vor einiger Zeit erzählt, daß Dyce-Sombre, der Sohn einer indischen Fürstin, in London ein vornehmes Mädchen geheirathet, derselben ein bedeutendes eigenes Vermögen ausgelegt habe und von der Familie seiner Frau für wahnsinnig erklärt und deshalb eingesperrt worden, aber entflohen und nach Frankreich gekommen sei. In Frankreich hat er seinen Geisteszustand von allen ausgezeichneten Ärzten untersuchen lassen, und sie haben ihm einmüthig das Zeugniß ausgestellt, daß er vollkommen geistesgesund sei. Das englische Gericht

nimmt aber auf diese Erklärung keine Rücksicht, denn der Prozeß wird dort immer weiter fortgesetzt. Wie die böse Welt sagt, wird dem Unglücklichen die Berrücktheit angebichtet, damit seine Frau in den Besitz des großen Vermögens komme, das er ihr ausgelegt habe. —

London mit seinen Vorstädten hat nach der diesjährigen Zählung 2,007,550 Einwohner. Es sterben in der Riesenstadt im Durchschnitt wöchentlich 946 Personen. — Nach der Einkommensteuer in England kann man einigermaßen beurtheilen, welchen Reichtum das Land besitzt. Diese Steuer trug im vorigen Jahre 5,356,887 Pfund Sterling ein und das besteuerte Einkommen beträgt demnach jährlich die ungeheure Summe von 200 Mill. Pfd. St., denn Jeder muß von 150 Pfd. St. Einkommen etwas über 4 Pfd. St. Steuer zahlen. Wer nicht 150 Pfd. besitzt, zahlt nichts. —

Der alte Ausspruch, daß die Franzosen überall, wohin sie kommen, zuerst für ein Theater sorgen, bewährt sich auch in Algier. Die Stadt Algier hat bereits zwei Theater, ein französisches und ein italienisches. Dran hat ein Theater, in welchem abwechselnd französisch und italienisch gespielt wird, ebenso Bona. Selbst Blidah besitzt bereits ein Theater und zwar ein sehr schönes. Die europäische Musik gefällt aber den Arabern gar nicht, nicht einmal die Militäarmusik, sobald nicht alle Instrumente und in stärkstem forte gespielt werden. —

Ein französischer Reisender sagt über die russische Kaiserfamilie: Die Kaiserin scheint ihre Blicke von den irdischen Reichthümern, die sie umgeben, abzuwenden und, auf ihre Kinder deutend, wie jene Römerin zu sagen: „Das sind meine Schätze.“ Ihr ganzes Wesen athmet Sanftmuth und Milde und man fühlt, daß sie vor Allem Weib ist. In Augenblicken heiterer Laune nennt der Kaiser sie Madame Nicolas und er bezeichnet damit das ächt bürgerliche Familienleben, welches er sich zu schaffen wußte, vollkommen. Er ist häufig und gern unter seinen Kindern, mit denen er sich unterhält und spielt. So nahm er vor einiger Zeit den Großfürsten Konstantin, den er für die Marine bestimmt hat, auf die Schultern. „Wo bist Du?“ fragte er dann den Sohn, der ohne Zögern antwortete: „Auf dem großen Mast.“ — Der Thronerbe ist ein schöner junger Mann, er spricht aber nicht viel. Die schönste der Großfürstinnen ist ohne Zweifel Olga, die der Kaiser deshalb auch seiner Mädchen ohne Mitgift nennt. Und sie ist allerdings so schön, daß sie gewiß viele Bewerber finden würde, auch wenn sie nichts als ihre Schönheit hätte. Die Großfürstin Marie, die Herzogin von Leuchtenberg, ist dagegen der Liebling der kaiserlichen Kellern, namentlich des Kaisers, dessen Portrait in Miniatur sie gleichsam ist. —